

Bücher

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **41 (1961-1962)**

Heft 11

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BÜCHER

STAATSKUNST UND KRIEGSHANDWERK

Der bekannte in Freiburg im Breisgau lebende deutsche Historiker *Gerhard Ritter* arbeitet seit mehr als einem Jahrzehnt an dem breit angelegten Werk «Staatskunst und Kriegshandwerk. Das Problem des ‚Militarismus‘ in Deutschland». Es geht ihm um die Erforschung der entscheidenden Willensbildung vor allem im Kriege, um die Frage, ob Kriegsvorbereitung, Kriegführung und Folgen des Krieges ausschließlich oder vornehmlich bestimmt werden von militärischen oder von politischen Gesichtspunkten der eigentlich für die Geschicke des Staates verantwortlichen Staatsmänner. Wir haben über die Problematik und, nach unserer Auffassung, über die volle Berechtigung dieser Fragestellung ausführlich im Novemberheft 1956 dieser Zeitschrift berichtet und dort zugleich den ersten Band des Werkes, «Die altpreußische Tradition (1740—1890)» (Verlag R. Oldenbourg, München 1954), besprochen. Von ihm liegt seit 1959 eine zweite, verbesserte Auflage vor, auf die zurückzukommen wir im Augenblick verzichten müssen. Um den nun vorliegenden zweiten Band von Spezialfragen zu entlasten, veröffentlichte Ritter im selben Verlag 1956 das Buch «Der Schlieffenplan. Kritik eines Mythos». Wir berichteten darüber im Februarheft 1957 dieser Zeitschrift.

Der 1960 erschienene zweite Band des Hauptwerkes «Staatskunst und Kriegshandwerk» handelt über «Die Hauptmächte Europas und das wilhelminische Reich (1890—1914)». Ein dritter Band wird, wie der Verlag mitteilt, die Epoche der beiden Weltkriege schildern und das Gesamtwerk abschließen. Der zweite Band wirft in einem kurzen I. Teil einen «Blick auf die Umwelt: Heerwesen und Politik in den außerdeutschen Staaten Europas». Infolge der allgemeinen Ernüchterung nach dem napoleonischen Abenteuer begnügten sich die verschiedenen Regimes im Frankreich des 19.

Jahrhunderts mit der «Kasernenarmee». Das Bürgertum hielt sich durch die Einrichtung der «remplaçants» vom Militärdienst fern. Im Offizierskorps herrschte kein Standesgeist. Von Militarismus im engeren Sinne kann deshalb nicht die Rede sein, da die politischen Instanzen die Führung stets in der Hand behielten. Erst um 1900, infolge der geringeren Bevölkerungszunahme im Vergleich zu Deutschland, Italien und Rußland und der Verpflichtung Frankreichs im Militärbündnis mit Rußland seit 1892 war die Dritte Republik gezwungen, die militärischen Vorbereitungen zu verstärken. Während in Rußland noch die Hälfte, in Italien 37% der Gestellungspflichtigen aus Familienrücksichten vom Dienst befreit wurden, widerfuhr dies in Frankreich niemandem mehr. Die Vergleichszahlen sind so interessant, daß sie hier genannt werden mögen: «Von der arbeitsfähigen männlichen Bevölkerung zwischen 21 und 60 Jahren standen damals in Friedenszeiten im Dienst auf je 1000: In Italien 30,2, in Österreich-Ungarn 34, in Rußland 43,6, in Deutschland 48, in Frankreich 58,4.» (Nach dem Statistischen Jahrbuch der Schweiz hatte unser Land 1910 total 1 783 195 Berufstätige; am 20. August 1914 zählte die Feldarmee nach dem Bericht des Chefs des Generalstabs 217 550 Mann; das wären auf 1000 Berufstätige 122 Mann). Infolge der Heeresverstärkung in Deutschland von 1913 mußte Frankreich die Dienstzeit auf drei Jahre erhöhen.

Großbritannien hatte nur eine Söldnerarmee, für die das zivile Kriegsministerium maßgebend war. Nach dem Burenkrieg wurde die Armee modernisiert. Selbstverständlich blieb das Kabinett auch im Kriege von 1914/1918 völlig maßgebend. Mit Mühe setzte Generalstabschef Robertson 1915 durch, zu den Beratungen zugezogen zu werden. Politischen Einfluß hatte weder die Armee noch die Flotte. Allerdings zwang die

Furcht vor dem deutschen Übergewicht England, die Flotte zu verstärken und militärische Besprechungen mit Frankreich zu führen, die Ritter im 3. Kapitel bespricht. Die Franzosen drängten seit Abschluß der Entente cordiale von 1904 stets auf Hilfsversprechen der Engländer, politisch bindende erhielten sie aber nicht. Doch mußten die Engländer sich klarmachen, daß Frankreich in einem Kriege mit Deutschland allein verloren wäre. Die führenden britischen Offiziere waren zur Hilfe für Frankreich bereit. Das bereitete doch eine moralische Bindung des politischen England an Frankreich vor und stützte eine Politik der französischen Staatsmänner, die dem Kriege nicht um jeden Preis aus dem Wege ging, also den Russen sichere Hilfe versprach. Ritter sagt, dieser kriegerische Geist habe die politische Atmosphäre in ganz Europa vor 1914 so schwül werden lassen. Die Militärkonvention zwischen Frankreich und Rußland vom 17. August 1892 bedeutete auch eine enge politische Bindung. Sie war ein Triumph der Militärtechniker über die Politiker und zeichnete den Teufelskreis militärtechnischer Zwangsläufigkeit vor, der 1914 Petersburg und Berlin hindern sollte, noch freie politische Entschlüsse zu fassen. So wurde die russische Armee mitverantwortlich für Rußlands Bereitschaft zum Kriege. Zwangsläufig war dann der Entschluß vom 30. Juli 1914 zur Generalmobilmachung, da eine Teilmobilmachung gegen Österreich als nicht durchführbar galt. Wir wollen aber hier schon deutlich vorwegnehmen, was von Ritter nachher gründlich besprochen wird, daß das österreichische Ultimatum an Serbien am 23. Juli und die Kriegserklärung am 28. Juli 1914 ergangen waren, die Russen also mit ihrer Generalmobilmachung bis zum Angriff Österreichs auf den maßgebenden Brückenkopf Belgrad gewartet hatten.

Der umfassende zweite Teil des Buches erörtert die «militärpolitischen Verhältnisse im wilhelminischen Deutschland, 1890—1914». Ritter kommt zuerst nochmals auf die frühere Entwicklung zurück und zeigt, wie erst seit 1870, eigentlich erst seit dem Regierungsantritt Wilhelms II., 1888, die Armee als nationales Kleinod galt, der Offi-

ziersstand der höchste Stand war, auch bei Zunahme bürgerlicher Offiziere, die in den Geist des Adels hineinwuchsen. Gegenüber Bismarcks Politik der Zurückhaltung und Beschränkung begannen die fatalen Ideen der Jahrhundertwende: «Lebensraum», «Rohstoffmärkte», «Gleichberechtigung als Weltmacht» weiteste Kreise des Bürgertums zu beherrschen. Die Publizistik sah «Feinde ringsum» und sprach von der «biologischen Notwendigkeit» des Krieges. Immer wieder kommt Ritter darauf zurück, daß Bismarcks Reichsverfassung insofern verhängnisvoll war, als Deutschland eine Militärmonarchie war, die Kommandogewalt des Kaisers und Königs nicht beschränkt war, das Militärkabinett zu viel oder gar überwiegenden Einfluß gewinnen konnte und keine straffe und eindeutige Überordnung der politischen Führung über die militärische festgelegt war, kurz: Bismarck habe dem Reiche nicht die Struktur und die Institutionen gegeben, die eine klare Ordnung der Gewalten geschaffen und unverantwortliche Einflüsse auf den Monarchen ausgeschaltet hätten. Das ist soweit gewiß richtig und gilt allgemein als der Hauptfehler Bismarcks in der Reichsgründung und deutschen Innenpolitik, als man den Institutionen ein entscheidendes Gewicht im staatlichen Leben zumessen will oder kann. Nun berichtet aber Ritter selbst, wie für Wilhelm II. des Königs Rock eine höhere Welt war, der Geist des Casinos von Potsdam ihn beherrschte, wie er selbst gesagt haben soll: «Die Verfassung habe ich nie gelesen und kenne sie nicht», wie nach der Entlassung Bismarcks kein Reichskanzler von überragender Autorität mehr da war usw. Alle diese Dinge schlagen aber meines Erachtens dem «Bismarckreich», dem Staatsgedanken Bismarcks, geradezu ins Gesicht. Er wollte nicht einen willkürlich regierenden Monarchen, der sich von unverantwortlicher, vor allem militärischer Umgebung bald so, bald anders beeinflussen ließe — die Kommandogewalt, die Bismarck nach der preußischen Ordnung auch dem Kaiser überließ, sollte sich auf das rein militärische Gebiet beschränken und wie dieses selbst ein Instrument der politischen Führung sein. Bismarck erwartete vom Kaiser und König,

wie er es so oft gegen Wilhelm I. hatte erkämpfen müssen, einen Monarchen, der wissen mußte, daß seine politischen Handlungen und Entscheidungen nur auf den Rat des die Verantwortung tragenden Ministers und Reichskanzlers getroffen werden durften. Aber gerade davon hatte der kaiserliche Enkel keine Ahnung; er hielt, so möchte ich es ausdrücken, dem ersten Diener des Kaisers und des Reichs, Bismarck wie seinen Nachfolgern im Reichskanzleramt, die Treue nicht, die er ihnen unbedingt schuldig war. Diese Zuverlässigkeit und Charakterfestigkeit war aber der echte Kern des Bismarckreiches gewesen. Wenn Ritter sagt, Wilhelm II. habe nichts von konstitutioneller Beschränkung und parlamentarischer Verantwortlichkeit gewußt, die Minister hätten ihm wie Offiziere gehorchen müssen, dann ist eben deutlich, daß der Monarch selbst und die ihn beeinflussende Umgebung lebten und handelten, wie es nach Bismarcks eigenen Äußerungen eben gerade der König nicht durfte. Also versagte in erster Linie die Person des Monarchen und seiner Berater; ob Institutionen dagegen einen wirklich wirksamen Schutz hätten bieten können, scheint mir fraglich zu bleiben. So formuliert Ritter mit aller Schärfe am Beispiel der Affäre von Zabern: «Der Kaiser versagte nicht nur restlos gegenüber einer solchen Aufgabe, sondern er hat sie nicht einmal als Aufgabe erkannt» (S. 169).

Auf Grund dieser politischen Voraussetzungen, welche die Kapitel 5—7 schildern, zeigt nun das 8. Kapitel, wie das Wirken von Tirpitz möglich war. Nach ihm sollte die Schlachtflotte Deutschland zum gleichberechtigten Partner in der «Weltpolitik» machen. Weder er noch der Kaiser konnten einsehen, daß Deutschland auch weltpolitisch dann stark war, wenn es in Zusammenarbeit mit England von der europäischen Mitte aus den Frieden vor allem zwischen Rußland und Österreich erzwang. Ritter betont meines Erachtens mit großem Recht, daß nicht der «Handelsneid» Ursache des deutsch-englischen Gegensatzes war, da die Wirtschaft beider Länder aufeinander eingespielt war und beide die besten Kunden des andern waren. Erst nach 1904, besonders seit

1907, empfand England die Aktivität Deutschlands und den Ausbau der Flotte als Gefahr. Das Denken von Tirpitz bezeichnet Ritter als typisch militaristisch. Niemals wirkte sich der Bau der Flotte dahin aus, daß England Deutschlands Bündnis und Hilfe suchte. Auch der Gedanke, die Blockade durchbrechen zu können, war eine Fehlspekulation; kein deutscher Seeoffizier wußte eine Antwort auf die Frage, was zu unternehmen sei, wenn die Engländer nicht die enge Blockade vor der deutschen Bucht, sondern die weite zwischen den Shetland-Inseln und Norwegen und im Kanal durchführten. (Eindrucksvolle Ausführungen über diese Fragen finden sich unter anderm in: «Weltmachtstreben und Flottenbau», herausgegeben von Wilhelm Schüßler, Luther-Verlag, Witten-Ruhr 1956.) Reichskanzler Bethmann-Hollweg konnte trotz besserer Einsicht die Vergrößerung der Flotte nicht verhindern und dann mit England zu befriedigenden Verhandlungen gelangen. Selbst die Nation war überzeugt, daß eine starke, England einigermaßen gewachsene Kriegsflotte ein unentbehrliches Element deutscher Selbstbehauptung sei. Gerade aus dieser Feststellung Ritters geht hervor, daß nicht die Verfassung des «Bismarckreiches» dafür verantwortlich gemacht werden kann. Auch in einem parlamentarischen Deutschland hätte das militärische Denken die Vorherrschaft gewinnen können. Nur wenige Diplomaten, wie Botschafter Metternich in London und Staatssekretär Kiderlen-Wächter, warnten und drängten auf Verständigung mit England. Auch in England scheint, so frage ich mich, niemand deutlich gesehen zu haben, daß nur eine Politik der europäischen Mitte, wie zur Zeit Castlereagh und Metternichs in Wien, Disraelis und Salisburys mit Bismarck, den Krieg verhindern könnte. So führten auch die Sondierungen des englischen Kriegsministers, Lord Haldane, 1912, zu keinem Ergebnis. Die Tragödie der Irrungen an Hand von Ritters Darstellung im einzelnen verfolgen zu können, gehört zum Beklemmendsten an geschichtlicher Erkenntnis, etwa so wie seither die Vorgänge in und um Danzig vor 1939, die uns Carl J. Burckhardt erzählt.

Ein verwandtes Bild bietet das 9. Kapitel über die «Kriegsrüstung zu Lande. Schlieffen und sein großer Feldzugsplan». Der Plan des Generalstabschefs von 1891 bis 1905, des Grafen Schlieffen, in großer Umfassungsschlacht durch Belgien Frankreich zu schlagen, war militärisch kaum durchführbar und politisch ein schwerer Fehler. Daß die politische Leitung den Plan annahm, ohne politische Bedenken zu berücksichtigen, gehört, wie Ritter sagt, zu den Unbegreiflichkeiten des wilhelminischen Reiches: Es war eine «verkehrte Welt». Noch unglaublicher war, daß die Flottenrüstung die nötigen normalen Heeresverstärkungen hemmte, wenn nicht verhinderte, und diese dann im letzten Augenblick nachgeholt werden mußten.

Zuletzt — im 10. Kapitel — kommt Ritter auf die Rolle der Generalstäbe vor und beim Kriegsausbruch 1914 zu sprechen. Hier kann kein Referat den Wirrwarr der einzelnen Geschehnisse deutlich machen, der uns da entgegentritt. Der deutsche Generalstab hatte keine Kriegsgelüste, aber er war, weil er in der Julikrisis 1914 nicht warnte, für den politischen Entscheid mitverantwortlich. Alle kriegerische Energie ging vom österreichischen Generalstabschef Franz Freiherr Conrad von Hötzendorf aus. Er wollte zwar auch nicht den Weltkrieg, aber den Krieg gegen Serbien, obschon er erkannte, daß Rußland diesen nicht zulassen werde. Auch die Warnungen von seiten des russischen Außenministers Sasonow hatten keine hemmende Wirkung. Der Entschluß des Ministerrates zum Ultimatum gegen Serbien

wurde unter dem Einfluß des zwar nicht anwesenden, aber im Hintergrund wirkenden militärischen Ratgebers gefaßt. Im unklaren blieben die Absichten beider Heeresleitungen für den Fall des doch wohl sicheren Zweifrontenkrieges. Immerhin waren aber die deutschen Militärs für Österreichs Kriegswillen insofern mitverantwortlich, als der jüngere Moltke, Generalstabschef seit 1906, schon 1909 Zusagen gemacht hatte. Auch die politischen Instanzen in Berlin versagten dann im Juli 1914, weil sie glaubten, die militärische Ausgangslage zwingt Deutschland zu den Kriegserklärungen an Rußland und Frankreich. Sehr wichtig ist meines Erachtens die Auffassung Ritters, die russische Mobilmachung sei noch kein Beweis für Rußlands Willen zum Kriege gegen die Zentralmächte, wenn Österreich noch zu Verhandlungen bereit gewesen wäre. Wenn die deutsche Diplomatie auf die vorsichtige Zurückhaltung Rußlands eingegangen wäre, hätte sie mit Rußland zusammen Österreich zurückhalten können. Dann hätte sich auch die englische Vermittlung im gleichen Sinne auswirken müssen. Aber dagegen sprach der Schlieffenplan. Moltke hatte keinen Aufmarschplan für den Osten! Die Kriegserklärung an Frankreich war schließlich so abgefaßt, daß Ritter urteilen muß: «Unglücklicher ließ sich ein Existenzkampf zwischen zwei großen Nationen gar nicht mehr vor der Welt begründen.» «Und vor dem Urteil der Geschichte kann auch politische Blindheit zur Schuld werden.»

Leonhard von Muralt

MUSIKBÜCHER

Komponisten

Dem in Boston wirkenden Musikwissenschaftler *Karl Geiringer* verdanken wir das höchst verdienstliche Unterfangen einer Geschichte der *Musikerfamilie Bach*¹. Im Gegensatz zu den Bach-Biographien, welche sich in

der Regel auf eine mehr oder weniger umfassende Würdigung der Vorgänger von Johann Sebastian Bach beschränken, reicht hier der Bogen vom 16. Jahrhundert bis zu den letzten Nachkommen im 19. Jahrhundert, wobei dem erhabensten Sproß des Bachschen Stammbaums, Johann Sebastian,

richtigerweise etwa ein Drittel des Gesamtwerks eingeräumt ist. Gerade hier, wo sich der Verfasser der schärfsten Konkurrenz aussetzt, überzeugt seine Darstellungsweise durch die Klarheit und Sicherheit des Urteils (wie über die Kenntnis der neuesten Bachforschung) — Vorzüge, die auch den biographischen Abrissen und den zum Teil ausführlichen Werkbesprechungen bei den übrigen Bachen eigen sind. Bis in die Bebilderung und die Register hinein erweist sich das Buch als eine bedeutsame Veröffentlichung zur deutschen Musikgeschichte und im besonderen zum (hier noch rätselhafter als sonst erscheinenden) Phänomen «Bach».

«Eine romantische Biographie» nennt die in Hollywood lebende Österreicherin *Luise Korngold* ihr Buch über *Chopin*². Dieser Untertitel ist treffend und weckt keine falschen Hoffnungen. Das unerschöpfliche Thema «Chopin und die Frauen» entfaltet sich in einer Weise, die von Einfühlung und Ehrfurcht zeugt, keine falschen Schlüsse auf die Musik zieht und bei aller Detailschilderung das Geheimnis dieses Lebens unange-tastet läßt.

Der fleißigen Feder der Kieler Musikdozentin *Anna Amalie Abert* verdanken wir eine *Gluck*-Biographie, die dem Schaffen des fast vergessenen Klassikers die gebührende Gerechtigkeit widerfahren läßt³. Die zuverlässig fundierte und abgewogene Darstellung von Glucks Leben und Schaffen verdient um so größere Anerkennung, als es der Verfasserin gelungen ist, einem verblaßten Opernschaffen die ursprüngliche Farbigkeit zurückzugeben.

Die Zürcher Musikschriftstellerin *Paula Rehberg* hat eine sympathische Monographie über *Franz Liszt* veröffentlicht; der Einbezug zahlreicher Briefstellen trägt zum glücklichen Gleichgewicht in der feinsinnigen Darstellung von Liszts äußerem und innerem Leben wesentlich bei⁴. Der Anhang, in dem *Gerhard Nestler* eine Systematik des Liszt-Stils gibt, wirkt sehr interessant, vermag aber eine Gruppierung der Werke nach Gattungen, wie sie die früheren Bücher des Ehepaars Rehberg auszeichnete, nicht zu ersetzen.

Als zur hundertsten Wiederkehr des

Geburtstags von *Gustav Mahler* (am 7. Juli 1960) das Mahler-Schrifttum umfangreicher wurde, erlangte auch das 1911 beendete Tagebuch seiner Gattin *Alma Mahler* eine erneute Aktualität⁵. Von höherer Warte aus gesehen gehört zwar vieles darin zum Ballast und Klatsch eines Künstleralltags. Entscheidend aber ist, daß das Bild des Komponisten und Menschen Mahler aus den Tagebucheinträgen und den beigefügten Briefen eine Unmittelbarkeit gewinnt, die zur Anteilnahme, ja zur Ergriffenheit nötigt.

Das Erinnerungsbändchen von *Bruno Walter* für Mahler, eine Freundesgabe schönster Art, wurde schon früher in dieser Zeitschrift gewürdigt. Aus größerer Distanz ist Mahler in einer knappen Darstellung von *Hans Christoph Wobbs* gesehen; sie bildet dank ihren objektiven Aufschlüssen über Leben, Typ und Werk eine gerundete und saubere Einführung in das Schaffen des heute immer noch umstrittenen Komponisten⁶.

Im Jahre 1829 reiste das Londoner Ehepaar Vincent und Mary *Novello* — Vincent Novello hat den heute weltbekannten Musikverlag gegründet — über die Niederlande und München nach Salzburg und Wien, um der hochbetagten, kranken Schwester Mozarts eine gesammelte Geldsumme zu überreichen und sich an Ort und Stelle über den verehrten *Mozart* zu orientieren. Die erst 1945 entdeckten Tagebücher der *Novellos* sind nun auch in deutscher Übersetzung zugänglich und erscheinen dem Leser als eine besonders kostbare Gabe⁷. Aus den oft stichwortartig wiedergegebenen Unterhaltungen mit der Witwe Mozarts, mit dessen jüngstem Sohn und mit Wiener Mozart-Zeitgenossen entsteht ein durch neuartige Züge bereichertes, von der Wehmut lebendiger Erinnerung geprägtes Mozartbild.

Nicht nur die Leistungen des nachschaffenden Musikers, sondern auch die Werke der Komponisten sind oft rascher vergessen, als man glauben möchte. Das bibliographische Erfassen eines zum großen Teil noch so unverstandenen Werks wie dasjenige von *Schönberg* ist darum nicht eine wissenschaftliche Liebhaberei, sondern ein Gebot der Stunde. Josef Rufer, Schüler und Assistent des Komponisten, hat sich der großen Auf-

gabe mit vorbildlichem Gelingen entledigt⁸. In seinen mit der nötigen Akribie hergestellten Verzeichnissen fehlt auch dasjenige von Schönbergs Ölbildern, Aquarellen und Zeichnungen nicht, von denen uns zehn Bildproben faszinieren.

Im Rahmen der Zürcher Juni-Festwochen 1957 erfolgte erstmals die szenische Aufführung von Schönbergs Oper «Moses und Aron». In einer *Gotteswort und Magie* betitelten Studie versucht *Karl H. Wörner* eine Analyse der beim ersten Anhören befremdenden Musik zu geben⁹. Die geistige Struktur der Oper sowie ihre Fundierung im Religiösen werden überzeugend nachgewiesen, und es gelingt Wörner auch, die musikalische Logik des Werks dem Verständnis des Betrachters nahezubringen.

Bernhard Paumgartners Gabe der eindrucksvollen Verknüpfung von Kulturgeschichte, Persönlichkeitsdeutung und Werkschau bewährt sich einmal mehr in seiner *Schubert-Monographie*, die im klugen Disponieren des Stoffs und in der Wärme der Darstellung zum Besten gehört, was in letzter Zeit über Schubert geschrieben worden ist¹⁰. Im besonderen zu rühmen ist die differenzierte Anwendung des Begriffs «romantisch» auf Schuberts Persönlichkeit und Kunst.

Louis Spohr — 1784 geboren zu Braunschweig, 1859 gestorben in Kassel — ist für den heutigen Musikfreund kaum ein lebendiger Begriff mehr; am ehesten werden noch seine Violinkonzerte auf Konzertprogramme gesetzt. Zu seiner Zeit jedoch war Spohr als Violinvirtuose und Komponist eine undisputable Berühmtheit. Ein Abglanz davon ist in die Selbstbiographie Spohrs eingegangen, die als Faksimiledruck in zwei Bänden vorliegt¹¹. Der (vor allem im ersten Band) lebendig geschriebene Lebensbericht Spohrs, seine Urteile und Beobachtungen runden sich zu einem bedeutsamen Dokument zur Musikgeschichte Deutschlands in der Zeit der Romantik.

Das Buch *Johann Strauß, Vater und Sohn* von *Heinrich Eduard Jacob* füllt schon darum eine Lücke im Schrifttum über die Wiener Walzerkönige aus, weil dem Verfasser der Name Strauß nicht nur ein musikalisches, sondern ebenso sehr ein kulturhistorisches

Phänomen bedeutet¹². Manches ist sehr pointiert formuliert, aufs Ganze gesehen ist Jacob jedoch eine fesselnde, ja erregende Schilderung und Deutung des Walzers gelungen, an dessen Anfang der Sturm auf die Bastille und an dessen Ende das Hereinfluten der amerikanischen Tänze stehen.

In der Literatur über *Richard Strauß* verdient der von Roland Tenschert mit größter Sorgfalt veröffentlichte *Briefwechsel zwischen Strauß und Joseph Gregor* besondere Hervorhebung¹³. Nach Hugo von Hofmannsthal und Stefan Zweig ist Gregor der dritte Librettist des Komponisten. Strauß, erfahren im Umgang mit Libretto-Entwürfen, kargt nicht mit präzisen Urteilen und detaillierten Vorschlägen, so daß sich dieser Briefwechsel — vorab in der Periode der «Liebe der Danae» — zu einem höchst instruktiven und interessanten Kapitel über das Wort-Ton-Verhältnis in den letzten Strauß-Opern auswächst. Die siebzehn Abbildungen sind größtenteils Erstveröffentlichungen.

Ein Briefwechsel, diesmal mit Anton Kippenberg, Leiter des Insel-Verlags in Leipzig, bildet auch das Kernstück des von *Willi Schub* herausgegebenen *Richard-Strauß-Jahrbuchs 1959/60*¹⁴. Aus der Fülle seiner wertvollen Beiträge greifen wir die bebilderten Jugenderinnerungen von Johanna von Rauchenberger-Strauß — der Schwester von Richard Strauß —, den biographischen Abriß über den Vater des Komponisten aus der Feder Franz Trenners sowie die vom Herausgeber mitgeteilten Skizzen zum Ballett «Kythere» und die verstreuten Goethevertonungen heraus.

Kurt Pahlen ist ein guter Erzähler. Man findet dies in seinem *Tschaikowsky-Buch* bestätigt, dessen gewandt (und nicht ohne romanhafte Züge) geschriebene Kapitel vom Briefwechsel zwischen Tschaikowsky und Nadjeschda von Meck leitmotivisch geprägt sind¹⁵. Der Verfasser wendet sich an eine breite Leserschicht, und es gelingt ihm auch, in der Werkbeschreibung diese Zielsetzung ohne störende Konzessionen beizubehalten.

Anton Webern wird heute von der musikalischen Avantgarde als Stammvater der seriellen Musik angesehen. Weberns Briefe an das mit ihm eng befreundete Künstlerehe-

paar Jone und Josef Humplink erheischen schon deshalb unser Interesse, weil Webern sich nur selten über sein Schaffen geäußert hat. Überraschenderweise geht es hier dem Komponisten immer wieder um eine kongruente Wiedergabe konzentrierten dichterischen Ausdrucks — schon diese Mitteilungen machen diese Briefsammlung wertvoll¹⁶.

Interpretation

Friedrich Herzfelds willkommener Versuch, unter dem Titel *Magie des Taktstocks* eine Geschichte des Dirigierens und eine Würdigung der bedeutenden Dirigenten zu geben, erschien in bereits neu bearbeiteter Auflage¹⁷. Der erste Platz ist den deutschen oder in Deutschland wirkenden Dirigenten eingeräumt, während Italien, Frankreich, England und Amerika mit knappen Kapiteln vorlieb nehmen müssen — peinlich, daß Ansermet unter Frankreich figuriert! Anerkennung verdienen dagegen die allgemeinverständliche Darstellung und die gute Orientierung über die wichtigsten europäischen und amerikanischen Orchester.

Was den *Erinnerungen eines Geigers* von *Carl Flesch* in den Selbstbiographien nachschaffender Musiker einen besonderen Platz sichert, ist das Bestreben des Autors, ein Gesamtbild des geigerischen Könnens während seiner Lebenszeit zu vermitteln¹⁸. Sein weitgespannter Wirkungskreis — Wien, Paris, Bukarest, Berlin, London, Amsterdam, die Vereinigten Staaten, dann, als Refugium, Luzern — und die seltene Einsicht in die Struktur des eigenen Künstlertums befähigten ihn zu diesem Vorhaben. Gewiß: Eine letzte Objektivität kann es für einen Künstler nicht geben. Aber nur der Künstler kann andererseits die Leistungen seiner Kollegen fachlich beurteilen und charakterisieren. Und das tut Flesch mit einer Unbestechlichkeit und mit einem Good will, die Bewunderung erheischen.

Musiklehre und -geschichte

Bei populärwissenschaftlichen Büchern wie demjenigen von *Walter Panofsky* mit dem Titel *Auch Du verstehst Musik* fragt man sich,

ob sie eher nach ihrem Zweck oder nach ihrem Inhalt beurteilt werden müssen¹⁹. Im Plauderton geschrieben und das Anekdotische reichlich einflechtend, wirbt es fraglos ebenso um die Gunst des nicht oder wenig belese- nen Musikfreundes, wie es denjenigen, der bei den Komponisten gleichmäßig genauen Aufschluß über Leben und Werk wünscht, enttäuschen muß. In die Musikgeschichte sind Exkurse über Formenlehre und Instrumentenkunde geschickt eingestreut.

Das Ziel der leicht faßlichen Darstellung prägt auch die Einführung in die *Musik* von *Kurt Pahlen*²⁰. Es ist eine Musiklehre für jedermann, die keinen wesentlichen Aspekt außer acht läßt und sich selbst in den ausgesprochen «theoretischen» Bereichen von Harmonie- und Formenlehre anregend liest. Gelegentliche Übertreibungen (Pahlen spricht von «Millionen von Lehrbüchern») und Ungenauigkeiten (das heutige Stimm-A ist auf 880 Schwingungen festgelegt) fallen demgegenüber kaum ins Gewicht.

Der Berliner Musikschriftsteller *Fred K. Prieberg* hat auf sein früher an dieser Stelle zitiertes Buch «Musik des technischen Zeitalters» unter dem Titel *Musica ex machina* eine neue Darstellung über das Verhältnis zwischen Musik und Technik folgen lassen²¹. Er geht den ersten Versuchen dieser Verbindung nach, windet dem fast vergessenen musikalischen Futurismus ein verdientes Kränzchen und macht den Leser mit den heutigen Studios für elektronische Musik vertraut. Es ist ein zukunftsgläubiges Buch; seine Bedeutung liegt nach unserer Meinung vor allem auf der Dokumentation, und es entläßt uns mit der fruchtbaren Frage, ob es dem Menschen gelingen wird, die Technik überhaupt und damit auch jene in der Musik geistigen Zielen dienstbar zu machen.

Edwin Nievergelt

¹Karl Geiringer: Die Musikerfamilie Bach. Leben und Wirken in drei Jahrhunderten. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1958. ²Luise Korngold: Lieber Meister Chopin. Eine romantische Biographie. Amalthea-Verlag, Zürich/Leipzig/Wien 1960. ³Anna Amalie Abert: Christoph

Willibald Gluck. Büchergilde Gutenberg, Zürich 1960. ⁴Paula Rehberg/Gerhard Nestler: Franz Liszt. Die Geschichte seines Lebens, Schaffens und Wirkens. Artemis Verlag, Zürich/Stuttgart 1961. ⁵Alma Mahler: Gustav Mahler. Erinnerungen und Briefe. Neuauflage. Bermann-Fischer Verlag, Amsterdam 1949. ⁶Hans Christoph Worbs: Gustav Mahler. Hesses Kleine Bücherei Band 6. Max Hesses Verlag, Berlin-Halensee 1960. ⁷Eine Wallfahrt zu Mozart. Die Reisetagebücher von Vincent und Mary Novello aus dem Jahre 1829. Herausgegeben von Nerina Medici di Marignano und Rosemary Hughes. Deutsche Übertragung von Ernst Roth. Boosey & Hawkes, Bonn 1959. ⁸Josef Rufer: Das Werk Arnold Schönbergs. Bärenreiter, Kassel/Basel/London/New York 1959. ⁹Karl H. Wörner: Gotteswort und Magie. Die Oper «Moses und Aron» von Arnold Schönberg. Verlag Lambert Schneider, Heidelberg 1959. ¹⁰Bernhard Paumgartner: Franz Schubert. Atlantis Verlag, Zürich 1960. ¹¹Louis Spohr. Selbstbiographie (zwei Bände). Originalgetreuer Nachdruck, herausgegeben von Eugen Schmitz. Bärenreiter-Verlag, Kassel/Basel 1954. ¹²Heinrich Eduard Jacob: Johann Strauß, Vater und Sohn. Die

Geschichte einer musikalischen Weltherrschaft (1819—1917). Carl Schünemann Verlag, Bremen o. J. ¹³Richard Strauß und Joseph Gregor, Briefwechsel (1934—1949). Im Auftrag der Wiener Philharmoniker herausgegeben von Roland Tenschert. Otto Müller Verlag, Salzburg 1955. ¹⁴Richard-Strauß-Jahrbuch 1959/60. Herausgegeben von Willi Schuh. Boosey & Hawkes, Bonn 1960. ¹⁵Kurt Pahlen: Tschaikowsky. Ein Lebensbild. Hans E. Günther Verlag, Stuttgart 1959. ¹⁶Anton Webern. Briefe an Hildegard Jone und Josef Humplik. Herausgegeben von Josef Polnauer. Universal Edition, Wien 1959. ¹⁷Friedrich Herzfeld: Magie des Taktstocks. Die Welt der großen Dirigenten, Konzerte und Orchester. Neubearbeitete Auflage. Verlag Ullstein, Berlin 1953. ¹⁸Carl Flesch: Erinnerungen eines Geigers. Atlantis-Verlag, Freiburg i. Br./Zürich 1960. ¹⁹Walter Panofsky: Auch Du verstehst Musik. 2. Aufl. Süddeutscher Verlag, München 1956. ²⁰Kurt Pahlen: Musik. Eine Einführung. Walter-Verlag, Olten/Freiburg i. Br. 1956. ²¹Fred K. Prieberg: Musica ex machina. Über das Verhältnis von Musik und Technik. Verlag Ullstein, Berlin/Frankfurt/Wien 1960.